

Identität – Authentizität – Spiritualität

Zeitdiagnostische Schlaglichter

„Endlich ich!“ – Wer diesen Seufzer von sich gibt, hat eine Phase hinter sich, in der dieses Ich nicht sich selbst gehörte. Es musste anderen den Vortritt lassen. Nun ist der Zeitpunkt gekommen, sich wieder an die erste Stelle zu setzen. Offensichtlich war alles Bisherige vor allem eine Verhinderung eines selbstbestimmten Lebens. Was jetzt kommt, soll endlich ein eigenes Leben werden. Aber ausgerechnet im Moment wiedergewonnener Freiheit und neu errungener Selbstständigkeit wird mit nur einem Wort eine Einschränkung in Erinnerung gebracht. Eine List der Sprache macht auf eine Tücke des Lebens aufmerksam: Es ist endlich. Was am Ende aller Anstrengungen erreicht wird, ist nicht von Dauer. Die Wendung, die das Ziel aller Vorsätze und das Vorhaben eines eigenen Lebens zusammenfasst, erinnert zugleich an die Grenze dessen, was man sich vornimmt und mit dem eigenen Leben vorhat.

Die Zeit des Lebens wird nicht nachträglich befristet, sie war es immer schon. Der Mensch kommt als Sterblicher zur Welt. Aber bis zu dem Zeitpunkt, an dem er sie wieder verlassen muss, hat er mit sich und seinem Leben viel vor. Er will ein selbstbestimmtes und freies Leben führen. Er will herausfinden, was eigentlich in ihm steckt und was er aus sich machen kann. Da er nicht nur (s)ein eigenes Leben führen will, sondern auch das Eigene Leben will, muss er herausfinden, worin seine Eigenheiten liegen. Sie zu erkennen und zur Geltung zu bringen, verlangt und verspricht auch das Authentizitätsideal der Moderne.¹ Es steht im Zentrum zahlreicher Angebote zur

Steigerung des individuellen Selbstseins.² Verknüpft werden Intensität und Authentizität des Selbstseins. Kommen diese Größen zusammen, stellt sich auch der Sinn des Daseins ein. Als sinnstiftend wird offeriert, was das individuelle Bedürfnis nach Selbstakzeptanz und Selbstverwirklichung erfüllt – nicht nur in der Privatsphäre oder in der Freizeit, sondern quer durch alle Lebensbereiche. „Die moderne Gesellschaft verspricht den Einzelnen nicht mehr ein anderes Leben oder ein seliges Jenseits, sondern lediglich das, was wir schon sind – mehr und besser.“³ Das Authentizitätsideal eines eigenen Lebens zielt auf die Freiheit von vorgeformten Verhaltensmustern und besteht im Kern in der Vermittlung des Gefühls von Stimmigkeit, Einzigartigkeit und Echtheit. Wer oder was jemand in Wahrheit und Wirklichkeit ist, ergibt sich dabei nicht aus einem Vergleich mit anderen Menschen. Normativ ist vielmehr sein Selbstverhältnis. Authentisch ist nicht, wer zeigt, dass er anders oder ein Anderer sein will und dabei Maß nimmt am Anderssein, sondern wer zu sich selbst, zu den eigenen Bedürfnissen, Interessen und Ängsten steht. Nachgefragt werden Ermöglichkeiten des Eigensinns. Hoch im Kurs stehen Angebote, die sowohl die Erfahrung des Selbstseins als auch die Erfüllung der darauf gegründeten Erwartung des „Mit-sich-selbst-in-Einklang-Stehens“ verstärken. Optimierungen des Daseins tragen fortan den Charakter der Intensivierung des eigensinnigen Selbstseins.

Spiritualität der Selbstseins

Die alten Sinn- und Identitätsfragen („Was macht mein Selbstsein aus? Was kann ich aus mir machen? Wofür lohnt es sich, das eigene Leben zu investieren?“) werden in diesem Kontext zwar noch immer, aber in veränderter Form gestellt. Neu ist, dass es nun um eine Selbstverwirklichung geht, bei der nicht die für jeden Menschen (gattungstypischen) Anlagen zu entfalten sind. Vielmehr sollen die für den einzelnen Men-

schen (individual)spezifischen Begabungen und Chancen entdeckt werden. Da Selbstverwirklichung ohne Selbsterkenntnis nicht erreichbar ist, stehen Anleitungen zur Selbstdiagnostik hoch im Kurs. Besonders attraktiv erscheinen Diagnosetools wie das „Enneagramm“, die psychologische Zugänge und spirituellen Traditionen legieren.⁴ Man greift hier nicht zum Beichtspiegel, um zu erkennen, welche Handlungen und Unterlassungen für das Selbstsein typisch sind. Lieber blickt man in den Spiegel der Seele und fragt sich: Was in mir lässt mich das eine tun und das andere unterlassen? Wer bin ich, dass ich zulasse, was ich nicht will, und dass ich verhindere, was ich anstrebe?

Ziel dieser Erkenntnis des faktischen Ich ist die Verwirklichung des eigentlichen Ich durch es selbst – bei gelegentlicher Assistenz durch Fortgeschrittene. Nachgefragt werden Angebote von Sinnagenturen und Identitätscoaches, die das ‚self-empowerment‘ ihrer Klienten respektieren und zum Bestandteil ihrer Sinnofferten erheben. Sie haben Erfolg, wenn sie dem Wunsch nach Selbstübereinstimmung entgegenkommen und die Verwirklichung dieses Wunsches mit einem hohen Anteil der Selbstbeteiligung ihrer Kunden ausstatten. Die kirchliche Verkündigung eines Gottes, der den Menschen bedingungslos so annimmt wie der Mensch ist, löst hingegen vielfach Gleichgültigkeit aus. Sein können wie man ist, kann man auch ohne diese Botschaft und ohne eigenes Zutun. Folglich ist diese Botschaft verzichtbar und überflüssig. Wenn Christen bekräftigen, dass von Gott eine unüberbietbare Bekräftigung ausgeht, dass der Mensch sein darf, wie er ist, schließen etliche Zeitgenossen daraus, dass auch diese Bekräftigung ihres eigenen Zutuns nicht bedarf. Was ohne eigenes Zutun besteht, darum muss man sich nicht kümmern. Dass dem Menschen „sola gratia“, allein aus Gnade und ohne den Nachweis einer Anspruchsberechtigung etwas zuteil wird, an dessen Zustandekommen er nicht wirkursächlich mitbeteiligt war, wird

keineswegs als willkommene Entlastung vom Leistungsprinzip gedeutet. Längst hat man eine andere Logik verinnerlicht: Je höher der Eigenbeitrag ist, umso intensiver fällt die Erfahrung des authentischen Selbstseins aus. Dieser Eigenbeitrag kann durchaus in Raten geleistet werden. Der Wunsch, einen auf verschiedene Etappen aufgeteilten spirituellen Selbstversuch zu unternehmen und durch eigenes Tun eine Selbst- und Gotteserkenntnis zu erlangen, sorgt nicht zuletzt für einen anhaltenden Pilgerboom. Beim Pilgern fasziniert die Koinzidenz von Ausgangsbedingung und Endresultat. Am Anfang und am Ziel eines jeden Pilgerweges steht das Ich auf eigenen Füßen.⁵

Eigenes Leben – eigener Glaube

Signifikant für die Verknüpfung von Authentizitätsstreben und erhoffter Intensivierung des Selbstseins sind säkulare Zuordnungen von Nähe und Distanz, Freiheit und Verbindlichkeit, die im religiösen Kontext nachgestellt werden. Kompatibel mit einem hochgradig individualisierten, subjektzentrierten und auf Selbstaffirmation ausgerichteten religiösen Interesse sind bestimmungsoffene und biographienahe religiöse Sinnentwürfe. Religiöse Institutionen sind daher gefragt, ob sie das Deutungsmonopol über ihre Symbole und den Inhalt ihres Credo beibehalten wollen oder die Entscheidung über die Relevanz von Glaubensinhalten jenen Gläubigen überlassen können, die ihre Lebens- und Glaubensgeschichte selbst schreiben wollen. Zu einem eigenen Leben passt eben nur ein eigener Glaube.⁶ Religion und Glaube sind dort gefragt, wo sie zur Sicherung biographischer Kontinuität trotz zahlreicher Brüche und Fragmente auf Seiten des Individuums beitragen. Sie stehen in einem Resonanzverhältnis zu dem Wunsch, allen fragmentarischen, negativen, ambivalenten Erfahrungen zum Trotz zu sich selbst stehen zu können. Von ihnen erwartet man Hilfe bei der Suche „nach den Bedingungen

der Möglichkeit für eine lebensgeschichtliche und situationsübergreifende Gleichheit in der Wahrnehmung der eigenen Person und für eine innere Einheitlichkeit trotz äusserer Wandlungen.“⁷ Im Zentrum steht die Suche nach dem „missing link“ zwischen Selbsterkenntnis und Selbstverwirklichung. Deren Leitfragen lauten: Was fehlt mir, um ein vollständiges Bild von mir selbst zu gewinnen? Wie lässt sich der Abstand zwischen meinem faktischen Ich und meinem wahren Selbst verkürzen? Was kann ich selbst zur Verkürzung dieses Abstandes beitragen? Was und wer hilft mir, Hemmnisse und Hindernisse auf dem Weg zum wahren Ich auszuräumen?

Viele spirituell Aufgeschlossene suchen daher nach Offenbarungen, bei denen ihnen etwas über sich selbst erschlossen wird. Ihnen geht es weniger um Offenbarungstexte, deren ursprüngliche Adressaten sie nie waren und über deren Deutung die Schriftgelehrten einer religiösen Institution befinden. Es geht ihnen nicht um Text-, sondern um Daseinsinterpretation. Und über die existentielle Relevanz dieser Deutungen wollen sie selbst befinden. Sie setzen bei der Suche nach religiösen Gewissheiten im Dienste der Selbstvergewisserung dort an, wo sie unstrittig und unabweisbar für sich selbst Zuständigkeit reklamieren können: bei ihren Befindlichkeiten und Gefühlen. Was ihnen fehlt, wissen sie selbst am besten. Was bestens zu ihnen passt, wollen sie auch selbst herausfinden. An einem kirchlich zertifizierten Verfahren zur Feststellung verbindlicher Glaubenswahrheiten und -sätze zeigen sie nur wenig Interesse. Das „forum internum“ ihres eigenen Erlebens ist ihnen längst zum Bürgen von Authentizität und Verbindlichkeit geworden. Es macht sie unabhängig von der spirituellen Rezeptpflicht, auf der religiöse Institutionen bestehen. Religiöse Sinnversprechen finden erst dann säkulares Gehör, wenn sie mit Akzeptanz-, Authentizitäts- und Intensitätsverheißungen des Selbstseins aufwarten können. Denn was dem säkularen Menschen fehlt und

was er erwartet, ist eine religiöse Hilfestellung mehr er selbst zu sein. Ihm geht es nicht primär um Umkehr, Bekehrung oder Hinkehr zum Göttlichen. Er will sein, was er schon ist – allerdings intensiver, klarer, stimmiger, eindeutiger. Für Erlösung und Vollendung steht auch hier der Seufzer „Endlich ich!“

Diese Beschreibung trifft auch auf viele Zeitgenossen zu, denen es nicht um die Intensivierung ihres säkularen Daseins, sondern um eine explizit religiöse Lebenspraxis geht. Sie ist sogar anwendbar auf traditionalistische Kirchenzirkel, in denen zunächst kein ausgeprägter religiöser Individualismus zu vermuten ist. Auch hier folgt man der Verknüpfung von Identität, Authentizität und Intensität – allerdings mit der Besonderheit, dass das Moment der Intensität an moralischer Rigorosität, dogmatischer Rigidität und liturgischer Exklusivität festgemacht wird. Die Stärke der religiösen Ich-Identität bemisst sich hier nach dem Maß moralischer Strenge, dogmatischer Härte und ritueller Observanz, das im religiösen Kontext beschworen wird und an dessen Inszenierung das Individuum mitwirken kann.

Risiken einer Ego-Mystik

Religiöse wie säkulare Identitätsfindung und -vergewisserung haben sich in den letzten 60 Jahren nachhaltig verändert. Sie sind nicht mehr herkunfts- und traditionsgeleitet. Sie folgen keiner Regieanweisung, die sich von der Wiege bis zur Bahre an festen Rollen orientiert. Sie haben umgestellt auf Optionenvielfalt, Auswahl und Entscheidung. Prozess und Ergebnis solcher Identitätssuche sind ebenso fluide wie fragil.⁸ Religiöse Fundamentalismen verdanken sich ebenfalls diesem Umstand, wenngleich sie ihm widerstreiten wollen.⁹ Von bemerkenswerter Stabilität ist hingegen das Ideal der Authentizität. Vielleicht verdankt es seine Attraktivität seiner inhaltlichen Unbestimmtheit. „Im verbreiteten Imperativ, authentisch zu sein, sich

also in Übereinstimmung mit sich selbst zu bringen, sind ja gerade keine inhaltlichen Vorgaben für die Art und Weise der Lebensführung enthalten. Entscheidend ist nicht, welchem Lebensentwurf man folgt, sondern dass es der eigene ist, dem man nachzukommen sucht."¹⁰

In diesem Umfeld finden auch solche Angebote erhebliche Resonanz, die Sinnerfahrungen nicht an die Bedingung knüpfen, erst müsse der Sinnsucher sich radikal ändern oder etwas in seinem Leben entscheidend verändern, um seinem Ziel näher zu kommen. Vielmehr stellen sie in Aussicht, dass sie ohne solche Korrekturen vermitteln, wonach sich der Sinnsucher in seinem Innersten immer schon geseht hat. Sie bieten Entlastung, wo Moralisten eine Verdoppelung der Anstrengung oder Diätatgeber eine Verdreifachung des Verzichts verlangen. Sie wissen: Der Imperativ „Du musst dein Leben ändern!“ geht ins Leere, weil sich das Leben ohnehin stets und ständig ändert – und zwar ohne eigenes Zutun.“ Veränderungsnotigungen steigern nicht die Innovationsbereitschaft, sondern erzeugen Vertrauensbedarf. Am meisten gesucht werden Vertrautheit mit sich selbst und Selbstvertrauen. Wenigstens in seinem innersten Kern soll und will der Mensch sich selbst treu bleiben können. Wenn er neue Wege gehen soll, dann sollen es Wege sein, auf denen er diesem Kern näher kommt.

Die Suche nach dem wahren Selbst, das sich vom faktischen Ich unterscheidet, verläuft allerdings nicht ohne Risiko. Man kann sich auf den Wegen in die Tiefe der eigenen Persönlichkeit auch verirren. Wer als „Psychonaut“ sein inneres Ausland entdecken will, wird nicht nur ungehobene Schätze entdecken, sondern auch auf das Endlager seines psychischen Unrats stoßen. Wie der Selbstüberstieg ins Erhabene nur zu oft im metaphysischen Niemandsland endet, so kann man beim Eintauchen in die eigene Innenwelt auch leer ausgehen. Beim Auftauchen muss sich mancher eingeste-

hen: „Da war gar nichts. Vielleicht finde ich mich eher dort, wo ich von der Vorstellung loskomme, ich müsste nur zu *mir* kommen, um ganz bei mir zu sein.“

Das Daseinsparadox, das eigentlich zu bewältigen ist, besteht darin, dass jeder Mensch für sich zwar ein eigener Mensch ist, aber um ganz Mensch zu sein, mit mehr etwas anfangen muss als nur mit sich selbst. Bleibt es dabei, dass er sich selbst in sich selbst sucht, bleibt es bei der Ich-Immanenz seines Selbstseins. „Das Ich ertrinkt im Selbst. Ein stabiles Ich entsteht dagegen erst angesichts des Anderen.“¹² Eine Ego-Mystik erspart zwar die mühsame Auseinandersetzung mit den und dem Anderen. Aber sie führt auch dazu, dass einem Menschen die bereichernde Begegnung mit dem Anderen in sich selbst und mit sich selbst im Anderen vorenthalten bleibt. Es könnte sein, dass man ausgerechnet auf diesem Weg sich selbst auf die Spur kommen kann. Vielleicht ist das Evangelium, das auf die Einheit von Selbstbezug, Gottesverhältnis und Interpersonalität setzt und somit die Logik des „Bei sich-selbst-Seins“ durchbricht, näher an der Bewältigung existenzieller Nöte und Identitätsprobleme, die viele Zeitgenossen plagen.

Nicht ganz bei sich: Gott und Mensch

Wenn die christliche Überzeugung zutrifft, dass es keine größere Offenheit für Gott gibt als die Offenheit für den Mitmenschen, dann führt die Zuwendung zum Anderen zur Entdeckung von identitätsstiftenden Gemeinsamkeiten und wohlthuenden Unterschieden, d.h. zur Vermittlung der doppelten Gnade, ein eigener Mensch zu sein und dabei nicht zu vereinsamen. Verlangt wird jedoch ein Blickwechsel, der jede Selbstbespiegelung aufhebt. „Entscheidend ist dabei die Einsicht, dass ‚Identität‘, ‚Selbstverwirklichung‘ oder ‚Autonomie‘ sich nicht in bloßen Prozessen der Selbstbezüglichkeit entwickeln können,

sondern nur in Auseinandersetzung mit ‚bedeutungsvollen Anderen‘... Wer sich selbst zum letzten Maßstab seiner Handlungen macht, findet nichts Größeres, an dem er sich aufrichten kann und den ‚aufrechten Gang‘ lernen könnte. Wer den Anspruch aufrecht erhält, sein Leben als personalisierenden Prozess zu führen, dem wird Selbstreferenz als ich-transzendierende Leistung ... zugemutet.“¹³

Während das säkulare Ideal der individuellen Authentizität ein Höchstmaß an Selbstübereinstimmung propagiert, kann der christliche Glaube individuelle Identität nicht ohne Selbstüberschreitung denken. Er geht davon aus, dass ein Mensch nicht zu sich selbst findet, wenn er immer nur ganz bei sich sein will. Mit dieser Prämisse löst er jedoch selten Zustimmung aus. Häufig stößt er auf Unverständnis. Wird hier eine Doktrin der Selbstverleugnung angebahnt? Geht es einmal mehr um das Pathos einer Hingabe (an den Nächsten, an Gott), die in die Selbstaufgabe dessen mündet, der alles gibt?¹⁴ Soll am Ende gar die Selbstzwecklichkeit menschlichen Daseins bestritten werden, wenn als Daseinszweck der Dienst am Nächsten ausgegeben wird?

So wenig eine religiös kaschierte (Selbst-) Ver zweckung des Menschen noch verantwortbar ist, so wenig überzeugt die These von der Erfüllung des Menschseins im Absehen von allen selbst gesetzten Zwecken. Sagt man einem Menschen, er müsse alles daran setzen, sich selbst zu gewinnen oder von sich selbst loszukommen, so wird beides nicht gelingen. Im ersten Fall wird er allenfalls etwas gewinnen, d.h. einen Gewinn an Besitz oder Ansehen verbuchen. Im zweiten Fall wird er sich bei jedem Versuch der Selbstdistanzierung immer mitnehmen und dabei haben. Bereits die intentionale Struktur dieses Vollzuges verhindert das erhoffte Resultat. Eine völlige Selbstverleugnung verneint zwar, dass es dabei dem Subjekt um sich selbst geht. Der Vollzug der Verneinung aber bejaht sich selbst und dabei das Subjekt, das ihn vollzieht.

Beides zugleich – Selbsttranszendenz

und Selbstgewinn – glückt dem Menschen erst, wenn es seinem Ich nicht mehr nur um sich selbst geht. Wenn es zutrifft, dass der Mensch ein Beziehungswesen und nur insofern am Leben ist, dass er ein Verhältnis hat zu dem, was mit ihm ist und ihn umgibt, dann kann er bei sich sein in dem Maße, wie er seine Identität in den Bezügen findet, in denen er zu dem steht, was mit ihm ist und ihn umgibt. Anders formuliert: Ohne ein Über-sich-hinaus-Sein gibt es für den Menschen kein Bei-sich-Sein. Im Über-sich-hinaus-Sein ereignet sich das Bei-sich-Sein. Selbsttranszendenz meint somit weder Selbstaufgabe noch Aufopferung des Selbst, sondern ist zu denken als Sich-Öffnen für Andere(s). Erfüllt wird diese Offenheit jedoch weder allein vom Ich noch ohne dessen Zutun. Ebenso wenig kann es das Andere als solches sein, wodurch der Wunsch nach dem Selbstsein können des Subjekts jenseits von Selbstverzicht und Selbstverleugnung zur Erfüllung kommt. Vielmehr ist es die Koinzidenz von Suchen und Gefundenwerden, mit der das Ringen um ein authentisches Selbstsein an sein gutes Ende kommt. Gefunden wird ein Forscher von „seinem“ Thema, ein Künstler von „seinem“ Material, dem er sich in seinem Tun selbstvergessen widmet und dabei ganz er selbst ist.

Was mit dem Hinweis auf Beispiele aus dem Raum der Ästhetik plausibel erscheint, lässt sich ungleich schwerer im Raum des Religiösen verdeutlichen. „Nicht ganz bei sich“ erscheint im besten Fall als zutreffende Beschreibung für Ekstatiker und Mystiker. Bei allen anderen religiösen Praktikanten wirkt diese Feststellung aber wie die Diagnose eines Defizits. Vermutet wird sogleich eine vorübergehende Vernunftschwäche oder Bewusstseinsstrübung. Der Gedanke, dass es eine spezifische Form der menschlichen Geistesabwesenheit geben könnte, in der sich die Anwesenheit des Geistes Gottes ereignet, vermag diese Vermutung kaum zu entkräften. Er scheint eher der theologischen Verschleierung eines intellektuellen Schwächeanfalls zu dienen.

Gleichwohl ist im Christentum mit der Wertschätzung des „Nicht-ganz-bei-sich-Seins“ keine Minderung des Selbstseins gemeint. Vielmehr geht es um jene Form der Selbstüberschreitung, die mich zu einem Anderen führt, der ein Mensch ist wie ich. Bin ich bei ihm, bin ich bei meinesgleichen und doch nicht ganz und allein bei mir selbst. Mehr noch: Die Öffnung für den Anderen ist Eröffnung eines Entgegenkommens. Einer wendet sich einem Anderen zu, um dabei zu erfahren, dass sich beiden Gott zuwendet. Wie es keine größere Offenheit für Gott gibt als die Offenheit zum Mitmenschen, so gibt es auch für den Menschen von Gott her keine größere Zuwendung als jene, mit der Gott in zwischenmenschlicher Zuwendung dem Menschen entgegenkommt.

Dieses Entgegenkommen hat Folgen für die Selbst- und Gotteserkenntnis des Menschen. Wer in der Zuwendung zum Anderen bei seinesgleichen und zugleich nicht ganz bei sich ist, erkennt: Der andere Mensch ist wie ich – und dennoch ein anderer. Aber in der Zuwendung Gottes zu beiden geht ebenso auf: Gott steht weder dem einen noch dem anderen Menschen zur Verfügung, sondern bildet deren gemeinsames unverfügbares Gegenüber. Sein Gegenübersein ist das „Woher“ einer unüberbietbaren Zuwendung ist, die außerhalb zwischenmenschlicher Zuwendung verborgen bleibt. Wenn nun der Mensch sowohl Adressat als auch Subjekt zwischenmenschlicher Zuwendung ist und somit zu einer Selbstüberschreitung aufgerufen ist, in der sich herausstellt, wie es in Wahrheit und Wirklichkeit letztlich um den Menschsein steht, dann gilt: Das „wahre“ (und dem Anderen unverfügbare) Ich, das nach der Möglichkeit der Selbstaffirmation sucht, ist – wie das Ereignis der Affirmation selbst – nicht neben oder außerhalb des Gegenüberseins zum Anderen zu finden.¹⁵ Allein im Gegenübersein stellt es sich heraus. Im Unterschied dazu führt eine Ego-Mystik nur zu einer Anleitung, wie man eine Zwiebel häutet. Am Ende

stellt man fest, dass sie in ihrem Innersten keinen Kern hat.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. hierzu den instruktiven Überblick von A. Kreutzer/Ch. Niemand (Hg.), *Authentizität – Modewort, Leitbild, Konzept*. Regensburg 2016.
- 2 Vgl. dazu A. Reckwitz, *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin 2017.
- 3 T. Garcia, *Das intensive Leben. Eine moderne Obsession*. Berlin 2017, 13.
- 4 Vgl. dazu exemplarisch R. Rohr/A. Ebert, *Das Enneagramm. Die 9 Gesichter der Seele*. München 462013.
- 5 Vgl. dazu H.-J. Höhn, *Homo Viator. Pilgern als säkularer und religiöser Trend*, in: R. Hettlage/A. Bellebaum (Hg.), *Religion. Spurensuche im Alltag*. Wiesbaden 2016, 265–272.
- 6 Zum Folgenden siehe auch H.-J. Höhn, *Ich. Essays über Identität und Heimat*. Würzburg 2018.
- 7 H. Keupp, *Vom Ringen um Identität in der spätmodernen Gesellschaft*, in: Ch. Cebulj/J. Flury (Hg.), *Heimat auf Zeit. Identität als Grundfrage ethischerreligiöser Bildung*. Zürich 2012, 18.
- 8 Vgl. V. Pirker, *fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie*. Ostfildern 2013.
- 9 Vgl. H.-J. Höhn, *Art. Fundamentalismus*. Theologisch, in: *Staatslexikon. Recht – Wirtschaft – Gesellschaft*. Bd. II (Hg. Görres-Gesellschaft). Freiburg/Basel/Wien 2018, 951–955.
- 10 A. Kreutzer, *Authentizität: Leitbild im Kontext der Individualisierung – Herausforderung für die Theologie*, in: A. Kreutzer/Ch. Niemand (Hg.), *Authentizität*, 12.
- 11 Dieser Aspekt bleibt weitgehend unberücksichtigt bei P. Sloterdijk, *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*. Berlin 2009.
- 12 B.-C. Han, *Die Austreibung des Anderen. Gesellschaft, Wahrnehmung und Kommunikation heute*. Frankfurt 2016, 32.
- 13 F.-X. Kaufmann, *Kirche in der ambivalenten Moderne*. Freiburg/Basel/Wien 2012, 58.
- 14 Zur Berechtigung dieses Verdachtes im Blick auf einschlägige Zeugnisse einer christlichen Verzichtsmoral und Spiritualität der Selbsterniedrigung siehe H.-M. Barth, *Selbstfindung und christlicher Glaube*. München 2017, 43–54.
- 15 Zu Struktur und Logik dieser Verschränkung siehe auch K. Hemmerle, *„Dialogische Analogie“ als Weg des Denkens zum göttlichen Gott*, in: Ders., *Ausgewählte Schriften Bd. 1*. Freiburg/Basel/Wien 1996, 192–201.